

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Farbenskizzen aus Westdeutschland

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

## Farbenskizzen aus Westdeutschland.\*

### VIII.

#### Abschied von Heidelberg.

Wenn das Studententhum unser letztes Ritterthum ist, so ist es zu verwundern, daß wir nicht mehr Ritterromane haben. Die Poesie dieses Jugendlebens pflanzt sich als Tradition fort, vom Vater auf Sohn und Enkel; unsere Literatur hat noch geringen Vortheil von ihr gehabt. Wir haben allerdings Studentengeschichten, aber theils fassen sie das Universitätsleben zu roh, zu materialistisch, zu äußerlich auf, theils fallen sie in den entgegengesetzten Fehler, sie werden zu idealistisch, sie verlieren sich in nebelhafte Träume. Die erste Art wird namentlich durch das bekannte Buch „Felix Schnabel oder der deutsche Student“ repräsentirt, welches eine ziemliche Verbreitung erfahren, und namentlich auf eine sehr unpassende Art dazu gedient hat, die Knaben unserer Gymnasien in die Mysterien des Studententhums einzuweihen; zu der zweiten Klasse gehört eine Reihe von Romanen, welchen man ihren Ursprung, Jena, anmerkt. Hier lebt und webt noch Alles in Burschenschafts-Reminiscenzen, die ziellosen Schwärmerieen jener edeln, langhaarigen Träumer werden wieder heraufbeschworen.

\* Siehe Europa 1844. Band III, S. 296.

Burgkeller und Fürstenceller sind die Mittelpunkte der Bewegung, und über dem Ganzen liegt die drückende Kleinheit der Jenaer Lebensverhältnisse, jene glückliche Enge, welche nicht über die Berge des Thüringer Waldes hinausschaut, während dem Jüngling in anderen Universitätsstädten durch die Lage und den Verkehr der Orte ganz andere Ausichten in die Gestaltungen des modernen Lebens eröffnet sind. Unter den neuesten Erscheinungen ist vorzugsweise der mit Liebe und warmen Eifer geschriebene Roman „Akademische Welt“ von Ludwig Köhler hierher zu zählen. D. L. W. Wolff's Buch „die Naturgeschichte des deutschen Studenten“ macht von vorn herein den Humor zu seinem Hauptbestandtheil, schließt also von selbst eine Entfaltung der innigeren Poesie aus; übrigens enthält es manche sehr gut aufgefaßte und charakteristische Züge, besonders die Verhältnisse des Professorenthums betreffend, und es ist nur zu bedauern, daß auch es gar zu einseitig-jenaisch ist.

Der Roman, welcher unseren Epigonen ein eigentliches und allseitiges Bild des deutschen Studentenlebens gibt, muß noch geschrieben werden. Wer ihn schreiben soll, weiß ich nicht; die Aufgabe ist nicht leicht, weil die Dosen von Traum und Humor sorgfältig genommen und stets in dem richtigen Zusammenhang mit der Wirklichkeit gelassen werden müssen. Wäre er vollendet, so würden alle jene Vorurtheile wegfallen, welche bei dem Namen „eine Studentengeschichte“ entweder an einen dummen, wilden Streich, oder an eine unreife und unklare Träumerei denken lassen.

Was mich selbst betrifft, so bringe ich zu einem solchen Romane nur das Verständniß mit. Das Erfassen und das Vollbringen stehen in meiner Natur im Mißverhältniß. Ich liebe jenes deutsche Jugendleben; aber die Liebe ist in unseren Zeiten thatenlos geworden. Wer ein Buch schreibt, schreibt es aus hunderterlei Motiven; — ist die Liebe darunter, die innere, heimliche Liebe? O nein! — Im Mittelalter war die Liebe Mutter der Thaten; in unserer Zeit sind Worte an die Stelle der Thaten getreten. Aber ist darum auch die Liebe noch die Mutter der Worte? — ich will unsere gesammte Literatur nicht anschuldigen, aber ich glaube es nicht. Meine Liebe ist überall eine thatenlose, und was die Worte angeht, so ist es ihr unmöglich, ein Werk zu schaffen, welches die Stelle einer That vertreten könnte. Nur einzelne Laute klingen aus ihr auf, abgerissen, wie die Bilder und Gestalten eines Traumes, dessen Zusammenhänge der weitere Schummer mit seinen Wogen überflutet hat.

Das eigenthümlichste poetische Interesse des Universitätslebens geben seine Jugendfreundschaften. Wo kennt unser Leben sonst noch die Freunds-

schaft? In den niederen Ständen wird sie schon in der Jugend durch die kleinliche Noth erdrückt; mit den wachsenden Jahren kreuzen sich mehr und mehr die Interessen wie scharfe Schwerter, und die Freundschaft wird in ihrer Schlacht im Lebenskern zerschnitten. Freundschaft? wo ist sie, in den Gerichtsstuben, in den Werkstätten, in den Kaufmannsbureau's? Wir haben Aktienvereine und Associationen aller Art statt der Freundschaften, Gemeinsamkeit des Gewinns ist das Lösungswort, — Gemeinsamkeit der Hoffnungen, der Wünsche, des inneren Lebens sind unzeitgemäß. Nur in dem Jugendleben unserer Universitäten und in seinem Freiseyn von allen materiellen und niedrigen Rücksichten findet man noch Achilles und Patroklos, die heldenfreundige Liebe des Alterthums in der höchsten Reinheit, oft eine ganze heilige Schaar, in welcher jedes Leben für das andere gilt. Es geht mir bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus Tieck's Dichterleben durch den Sinn, welche ich gern hierher setze: „Ich könnte mir kaum ein poetischeres Verhältniß denken, als das eines Dichters, der in seinem jungen, schönen Freunde, den die Natur und das Geschick mit Allem ausgestattet haben, was den Reiz der Menschen erregt, alle die Gefühle und Eigenschaften sieht, die er an sich selbst und Andern verehrt, und nun in diesem Liebling des Himmels und seiner Seele jeden äußeren wie inneren Reichthum durch allen Aufwand seiner Kunst verklären und vergöttern möchte.“

Dichter sind sie allerdings nicht alle, diese Studenten, aber die Jugend ist die Dichterin in ihnen, und Jugend und Frühling sind doch eigentlich die größten Poeten der Welt. Auch mein Herz hat das Glück solcher Jugendfreundschaften empfunden, tief, in süßen Schmerzen empfunden. Hier einen Nachklang an jene Zeit; ich habe ihn Antinous überschrieben, ich wußte keinen schöneren Namen.

Du bist jetzt todt, ob auch die Meng' umher  
Dich lebend nennt und mir von Dir berichtet,  
Wie Du den Lebensbau Dir stolz geschicket;  
Du lebst der Welt, bist nicht der Meine mehr,  
Zum lieben Todten hab' ich Dich gebichtet.

Du bist jetzt todt, o laß mir diesen Trost!  
Nicht wie der Welt hast Du mir einst gehört,  
Als wir mit schönen Träumen uns beihört; —  
Vorbei ist Alles, und mein Seyn entrost,  
Und nur den Todten hab' ich ungestört.

Wie einst den lieblichen Antinous,  
 Dein Ebenbild in süßwehmüth'gem Frangen,  
 Die Wellen, wie voll Liebeshaß, verschlangen,  
 So bist Du in des Lebens raschem Fluß  
 Aus eigner Wahl für mich verloren gangen.

Ihm schuf des Kaisers Trauer Bild an Bild;  
 Daß sie des Lieblings Namen weithin trügen,  
 Ließ Steine er zu stolzen Steinen fügen,  
 Voll Schönheitsahnung ward der Marmor mild  
 Und formte sich zu seinen weichen Zügen.

Was hilft mir ein errichtet Marmoralt?  
 Werb' ich doch einen Kenotaph nur haben,  
 Ein leeres Grab mit Lügengoldbuchstaben!  
 In meiner Dichtung stillem Blüthenthal  
 Hab' ich den lieben Todten mir begraben.

Und in dem Lied, das hier die Knospe sprengt,  
 In jeder Dichtung, die sich will entfalten,  
 In jedem Hauche, der sich will gestalten,  
 In jeder Ahnung, die mich still umfängt,  
 Ist nur Dein Name, nur Dein Bild enthalten.

Und eines Sternes Bild am Himmelzelt  
 Ließ nach dem Lieblichen der Kaiser nennen;  
 Dort wohnet er, — die ewigen Lichter brennen,  
 Der ewigen Liebe Bild, — und rings die Welt  
 Muß dieses Bild und seine Liebe kennen.

Des Himmels ewige Lichter kenn' ich nicht,  
 Und meinem Wunsch gehorcht kein Astronome; —  
 An meines Lebenshimmels dunkeln Dome  
 Bist Du der Stern, der aus den Wolken bricht,  
 Der einz'ge Stern, mit ew'gem Lichtesströme.

Es ist diese Erinnerung keine schmerzlose, aber daß sie es ist, ist nur eine Schuld meiner Natur. Sonst pflegt im Rückblick auf Jugendfreundschaften ein rührendes Glück zu liegen, mag dort auch mancher Tod nicht bloß gedichtet, sondern wirklich seyn. Man denke an die Zusammenkünfte, welche unsere Väter mit ihren alten Universitätsgenossen gehalten haben und noch halten, alle miteinander „Grauköpfe jetzt vielleicht und hoch in Gnaden.“ Dienstrock, Orden, Alken- und Schulstaub sind abgestreift, nur dem Gedächtniß der alten Freundschaft gilt es, welche man seitdem nirgends im Leben wieder getroffen. Ein Zeitraum von zwanzig und mehr Jahren muß vergessen seyn, die Zeit muß heraufbeschworen werden, in welcher der Baum jener Freundschaft Wurzeln schlug. Von dorthier, aus seinen Zweigen, tönt ein süßes, heiliges Rauschen, und in ihm klingen die alten Waffen, Becher und Lieder den glücklichen Grauköpfen. — — —

Ich erinnere mich, daß ich diese Zeilen „Abschied von Heidelberg“ überschrieben habe; er mag denn genommen seyn. Die Wendung ist vielleicht ungeschickt, aber man möge bedenken, daß man sich beim Abschiednehmen meistens ungeschickt benimmt. Der Schmerz ist ein Gesell, welcher üble Manieren hat. Indes weiß ich wahrlich noch nicht, welchen Abschied von Heidelberg ich hier nehmen soll, d. h. welchen der Zahl nach, denn ich bin während eines halben Jahres mehrmals von dort abgereist. Meinethwegen, ich nehme den letzten, den schmerzlichsten, den Abschied, welcher sich an das Scheiden von meiner Heimath knüpft. Heidelberg war mir noch wie ein flatterndes Tuch, welches den letzten Gruß winkt. Die Lieben sind schon fern, schon unsichtbar, nur die Fahne flattert noch im Winde. Also den letzten Abschied! Es ist Winter, Januar 1844; eine strenge, schneelose Kälte; die Studenten eilen in Mänteln und Winterpaletots rasch über die Straßen. Ich werfe mich müde, in dumpfer Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Einflüsse in einen Wagen, welcher mich zur Eisenbahn bringt. Dort steige ich ein, das Fähnlein weht zum letztenmal, es ist mir, als grüße mich aus meiner Heimath noch einmal der Kirchthum, und gebe mir einen frommen Segen mit zur Fahrt unter die fremden Leute; „der Stunden der sind allzuviel,“ seufze ich mit den Worten eines altdeutschen Liedes vom Scheiden und Meiden, — ja, zu viele Stunden des Scheidens, des Schmerzes, des Allein- und Verlassenseyns. O, diese langen, bangen sehnsüchtigen Stunden, deren Nacht von zwei fernem, schönen Augen erleuchtet wird! Die Zeit ist eine Wellenbrechung von Stunden, in welche das Glück als einziger, schnell in unzählige Atome gerissener Tropfen fällt. O gebt mir den Tropfen des Glückes rein, gebt mir statt der langen Dede nur

eine Stunde des Lebens, nur eine Stunde des höchsten Glückes, nur . . . .  
Umsonst! — „Der Stunden der sind allzuviel!“ —

Ueber die Fahrt von Heidelberg nach Karlsruhe weiß ich wenig zu sagen. Früher, als man die Fahrt noch im Wagen machte, hielt man wohl in Langenbrücken und Bruchsal an; jetzt führt uns die Eisenbahn unaufhaltsam an Wiesloch, Langenbrücken, Bruchsal, Weingarten und Durlach vorbei. Zur Linken zeigt sich die Hügellinie bald ferner, bald näher, zur Rechten dehnt sich unübersehbar die Rheinebene aus. Jetzt, im Winter, machte sie einen traurigen Eindruck; im Sommer hat sie manches Anziehende, namentlich wenn man durch die schnelle Bewegung der Eisenbahn dem Unanziehenden augenblicklich wieder entführt wird. Dann ergötzt die Abwechselung von Fruchtfeldern, Tabak- und Hanfpflanzungen und, meist niederem, Wald; hier und da breiten sich weite Wiesen aus, meistens sumpfig, — in der Ferne sieht man aus der Fläche eine Gruppe hoher Eichen ragen, und ein Reiher, welcher über ihren Wipfeln schwebt, sagt uns, daß sich dort ein kleiner Teich, eine Lache stehenden Wassers befinde. In dem kleinen Badeort Langenbrücken pflegten sonst die Heidelberger Studenten ihr Geld zu verspielen. Ein Jude, welchem sie einen wenig ehrenvollen Beinamen gegeben hatten, hielt dort eine Bank von einigen hundert Gulden; war er einmal stark im Verlust, so schloß er sie, bis er das Glück für günstiger gestimmt hielt. Seit Anlegung der Eisenbahn ziehen es die Heidelberger vor, ihr Geld in Baden zu verlieren. Die schöne Pappelallee von Durlach nach Karlsruhe lassen wir zur Seite liegen, und während wir noch über die eigenthümliche, für den Vorbeisfliegenden beinahe groteske Erscheinung der ehemaligen Abtei Gottsbau nachsinnen, hält schon der Zug an dem Bahnhofe von Karlsruhe.

---

## IX.

### Karlsruhe.

Zuerst ein offenes Geständniß, schon der Klugheit wegen; denn es ist am allerbesten, das selbst unumwunden zu bekennen, was der Leser ohnehin mit einem geringen Aufwand von Scharfsinn merken wird. Ich weiß wenig von Karlsruhe, obgleich ich es zu verschiedenen Zeiten besucht habe.

Karlsruhe gehört zu den Städten, welche mir, und Vielen mit mir, nicht gefallen. Es ist eine gemachte Stadt, eine Stadt auf Kommando. Wenn ich die Soldaten durch die Straßen gehen sehe, bedauere ich, daß nicht bloß Soldaten hier wohnen; es wäre der rechte Ort dafür. Eine Stadt muß sich machen, nicht gemacht werden; dann mögen meinerwegen ihre Ausläufer in der neuesten Zeit eine Karlsruhische Regelmäßigkeit zeigen, — der Kern ruht doch in dem alten Theile, der Kern der Bürgerschaft, das eigentliche Volksleben. In der eigentlichen Stadt Wien, in der Hochstraße zu Köln, in der City von London liegt die Kraft des Bürgerthums. Ein solches Bürgerthum existirt in Karlsruhe nur in sehr beschränktem Maße. Bei der Anlage wurden einer Menge von hergelaufenen Kolonisten Bauplätze und andere Vortheile gegeben. Die Nachkommen dieser Kolonisten sind zum großen Theile verarmt; nur ein verschwenderischer Hof könnte die Menge dieser Leute, welche nicht gern arbeiten wollen, erhalten, während der Hof des Großherzogs Leopold eine weise Sparsamkeit beobachtet. Dabei ist der Adel in Karlsruhe nicht reich und größtentheils nur Beamtenadel. Aus der Nahrungslosigkeit, welche bei dem Mangel einer ausgebreiteten Handelsthätigkeit entsteht, erzeugt sich jener Pöbel, der bei dem Sturm des Haber'schen Hauses, bei den Gräberdiebstählen u. dgl. auf eine erschreckende Weise zur Erscheinung kam. Ich habe Leute gehört, freilich Leute von nicht allzugroßem Muth, welche Angst haben, nach Ausbruch des Abends eine Vorstadt, Kleinkarlsruhe oder das Dörfel genannt, zu betreten.

Von den Sehenswürdigkeiten rede ich nicht, weil ich keinen Beruf in mir fühle, sie zu beschreiben. Ich schweige von dem Schloß, von dem botanischen Garten, von den beiden Kirchen u. s. w. Das neue Akademiegebäude würde für jede Stadt eine hohe Zierde seyn; aber hier in Karlsruhe widerfährt ihm das Unglück, daß die Blicke von der öden, unendlichen Regelmäßigkeit bereits ermüdet sind, wenn sie zu ihm kommen. Bei meiner ersten Anwesenheit in Karlsruhe war ich lange in den Straßen umhergelaufen, um doch zu einem Eindruck zu kommen; ich flüchtete mich indes ihnen wieder in mein Gasthaus, und dachte auf meinem Zimmer voller Sehnsucht an unsere alten deutschen Städte mit ihren Straßen grad und krumm, mit ihren vier und fünf Stockwerken und den hohen Giebeln, mit dem hochmüthigen Reichthum ihrer Bürger und der Volksthümlichkeit ihrer Feste. Karlsruhe hat keine Poesie, keine Poesie der Geschichte und keine der Natur; ein deutscher Dichter, der einmal acht Monate hier gewohnt, jauchzte hoch auf, als er die poesielose Regelmäßigkeit wieder verlassen

hatte, und ihn die Berge des Schwarzwalds in die reizende Unregelmäßigkeit ihrer Gründe und Thäler einschlossen. Ich wundere mich nur, daß die Künstler, welche hier leben, die Frische ihrer Phantasie sich haben bewahren können.

Wie gesagt, ich flüchtete mich in mein Zimmer, von ihm in das Museum und am Abend in das Theater. Es sind dieß drei Orte, auf welche der Fremde, der nicht mit Familien bekannt ist, unwillkürlich gedrängt wird. Das Familienleben soll angenehm seyn, wie denn überhaupt in den Städten, welche andere Reize entbehren, ein engeres Anschließen der Familien gewöhnlich und das Vergnügen in ihrem Schooße heimisch zu seyn pflegt, — ein Unglück für den Fremden, welcher derartige Beziehungen weder hat noch sucht.

---

## X.

### Rastadt.

Ich reise mich gern los von Karlsruhe; freilich behält die Landschaft noch eine Weile den früheren Charakter, aber die Eisenbahn hat Mitleid mit unser Ungeduld, sie trägt uns ihnen entgegen, den dunkeln Bergen, den Thälern, in welchen die Poesie träumerisch hingestreckt ruht und auf das Lied der Quellen lauscht, den Tannenwäldern, durch welche geheimnißvoll der Geist des Märchens schreitet, den alten Burgen, in welchen die Geschichte schlummert. Wie wir uns Rastadt nahen, sehen wir sie deutlich vor uns, die Vorposten, welche der Schwarzwald gegen die Ebene stellt, und zu welchen er wahrlich nicht seine schlechtesten Leute ausgewählt zu haben scheint, — Burg Eberstein auf einem Fegel, das alte Schloß Baden am hohen Abhange und weiterhin ein dunkles Bergeshaupt mit seinen krausen, schwarzgrünen Locken nach dem andern.

Durch Rastadt bin ich, ehe die Eisenbahn fertig war, einige Male gefahren; von Baden aus habe ich es besucht. — „Sie wollen nach Rastadt?“ fragte man mich, als ich Mittags meinen Entschluß mittheilte; „nach Rastadt, wo ein Regiment in Garnison liegt, wo aber die Geister der langen Weile legionenweise hausen?“

Ein Bekannter, der noch kühner in seinen Ausdrücken war, meinte sogar, die französischen Gesandten seien weiland dort nicht wirklich ermordet worden, sondern aus langer Weise gestorben. Ich hat ihn, seine Hypothese später zu überdenken und weiter auszuführen, blieb aber bei meinem Entschluß.

Rastadt liegt da, wo die Ebene am reizlosesten ist, und man muß gestehen, daß das Städtchen selbst dem Ausdruck der Gegend sehr treu geblieben. Wahrscheinlich ist es viel zu umfangreich für die Einwohnerzahl, man sieht nur Soldaten in den Straßen, welche doppelt leer und öde erscheinen, weil sie sehr breit und die Häuser meistens zweistöckig sind. Ich wollte auf historische Erinnerungen Jagd machen, aber von dem Ereigniß, welches den Namen Rastadt welthistorisch gemacht hat, von dem Gesandtenmord, weiß man hier nicht mehr, als das Längstbekannte, und der alte Wirth im „Kreuz“, welcher den Kongreß erlebt hatte und die meisten der versammelten Gesandten aus der nächsten Nähe kannte, ist gestorben. Ich besuchte einen Freund unter den Offizieren, der mich zu dem Schlosse führte, als zu der einzigen historischen Merkwürdigkeit der Stadt. Es ist von der Markgräfin Sibylle, der Gemahlin des großen Türkenbesizers Ludwig von Baden, der seltsamen Büsserin von dem Schlosse Favorite, erbaut, ein stattlicher Bau im späteren Renaissancestyl, voll Statuen und Schnörkel, mit zwei niedrigeren Seitengebäuden. Wir betraten zuerst eine Reihe von Zimmern mit Gemälden, darunter viele Kopien, — alle Schulen, alle Arten der Malerei bunt durch einander, hier ein mythologischer Gegenstand, dort ein Gelage von gepuhten Herren und Damen des siebzehnten Jahrhunderts, hier gespreizte Schäfer und Schäferinnen, dort ein Ritter, ganz in Eisen und hoch auf dem ruhig schreitenden Rosß, oder eine wilde Kampfszene, ein wirres Getümmel von Rittern und Reifigen. In der Türkensammer, am Ende dieser Zimmerreihe, werden die Beutestücke aufbewahrt, welche Markgraf Ludwig aus den Türkenkriegen mitgebracht hat; in Glaskränken sehen wir einen Rosßschweif, Säbel, Dolche, Pferdegeschirre, Sättel und Decken, oft von sehr sorgfältiger Arbeit, aber doch nicht eigentlich kostbar. Es ist hier augenscheinlich Vieles weggebracht worden; denn wenn auch kein späterer türkischer Feldherr mit solcher Pracht in das Feld zog, wie Kara Mustapha vor Wien, wenn auch nirgends wieder so ungeheuere Beute gemacht wurde, wie dort, so stehen doch die hier verwahrten Waffenstücke gar zu sehr außer allem Verhältniß zu den Berichten von den dort erworbenen Schätzen. In dem Saale des Schlosses sehen wir neben vielen anderen Porträts auf einem größeren Bilde den Helden

mit seiner Familie, Ludwig selbst eine stolze, gebietende Mannesgestalt, ein Gesicht voll ernster Schönheit, aufrecht stehend und den Kommandostab in der Hand; die Markgräfin Sibylle sitzend, mit einem nicht unschönen, aber kalten, süßsantem Gesichte. In einer weiteren Reihe von Zimmern können wir hier und da die Herrschaft des Rococo's, welche unsere Zeit wieder anerkennt, in ihrer alten Herrlichkeit sehen, bis wir in einem kleinen Kabinet vier Frauenbilder in ganzer Figur finden, gefangene Türkinnen, welche Ludwig mit der andern Beute herbeigeführt. Wie schlecht auch die Gemälde an und für sich sind, so hat doch das Anziehende in den orientalischen Gesichtern nicht gänzlich verwischt werden können; sie blicken uns an, wie Mährchen aus dem Morgenlande, mitten unter die steife Pracht der Meißelwerke und das Rococo verpflanzt, — so wehmüthig, wie Rosen von Schiras, welche am Fuße dieser dunkeln Berge zu blühen gezwungen sind. Ich weiß nicht, ob sie hier gestorben, ob ihre Leiber in der deutschen Erde begraben liegen, ob ihre Häupter nach Mekka gerichtet sind, ob ihre leichten Schatten noch gespenstisch durch die Gänge und Säle des deutschen Fürstenschlosses schlüpfen und im Tode keine Ruhe finden können, weil ihre Seele beim Scheiden unruhig der Heimath entgegenzitterte. Nun, wenn sie noch spuken, so können sie in diesem Schlosse eine anziehende und sehr anständige Gesellschaft finden.

Es geht hier nämlich die weiße Frau um, es weiß es jedes Kind, daß sie ihr eigenes Zimmer hat und unzählige Male gesehen worden ist. Wann sie erscheint, stirbt natürlich ein Glied des badischen Hauses. Wer ist diese weiße Frau, welche die Schrecken des Todes in die Gemächer der Könige der Erde trägt? Wer ist sie, die so geheimnißvoll mit den Schicksalen der meisten deutschen Fürstengeschlechter verwandt erscheint? Ist sie eine Geburt des Mittelalters? Ist sie eine Erinnerung an das alte Heidenthum, eins „von den drei Mädchen, die aus dem schönen Gebäude am Brunnen unter dem Eschenbaume hervorgehen,“ eine Norne, deren die Lebenszeit bestimmende Macht der Volksglaube allmählig nur für seine Herrscher aufbewahrt hat? Oder ist sie gar Wahrheit, gibt es solch einen kalten Hauch, solch einen weißen Nebelstreif des Todes, der vor dem Leichenzuge herweht?...

Durch einen weiten, öden Raum, dessen Wände mit riesigen Geweihen und Bildern von den sonderbarsten Hezjagden angefüllt sind, erstiegen wir auf einer Treppe die Kuppel des Schlosses. Ein kolossaler, glänzend vergoldeter Jupiter tonans steht auf ihr, in hastiger Bewegung, augenscheinlich zornig über das Land in der Runde. Raftadt liegt todt und be-

wegungslos zu unsern Füßen, und was ihm einen noch traurigeren Ausdruck gibt, sind die Festungswerke rund umher, zur Zeit noch wüste, graue und gelbe Erd- und Sandhügel, aus welchen der Wind bisweilen eine Staubwolke aufjagt. Zur Linken zogen sich in langer Kette die blauen Berge des Wasgau's hin, zur Rechten aber grüßte mich die Romantik des Schwarzwaldes, sie schien mich mit tausend Zauberstimmen aus der Stadt der Wälle, des Staubs und der öden Straßen zu locken, daß ich rasch dem Freunde zum Abschied die Hand reichte.



## Korrespondenz der Zeitschrift.

St. Petersburg 31 Juli.  
11 Aug.

In den Theatern ist es jetzt sehr stille. Die deutsche Truppe hat schon einige Monate Urlaub, und die Schan- und Lustspiele in deutscher Sprache werden erst mit dem 1. September wieder beginnen. Viele Künstler sind verreist. Mohr, der Komiker der hiesigen Bühne, ist in Deutschland und gibt dort Gastrollen; er will einige Stücke, die er aus dem Russischen in's Deutsche übersezt, dort zur Aufführung bringen. Uebrigens ist die deutsche Bühne dahier, wie Sie wissen, ohne alle Bedeutung, und kommt nicht einmal ein Gast hierher, so können Stücke ersten und zweiten Rangs hier gar nicht, oder doch nur sehr mittelmäßig gegeben werden. Darum ist das Theater bei solchen Stücken auch immer leer, und nur bei den Possen Kogebue's &c., kann die Kasse auf gute Einnahme rechnen. Es hieß vor einiger Zeit, daß auf den Wunsch einer hochgestellten Person die deutsche Bühne besser beachtet werden solle; allein die Gerüchte hierüber sind wieder verstummt.

Die deutsche Oper ist ganz und gar auf ein Jahr entlassen; denn im Winter wird die italienische, die Rubini erworben, wieder erwartet. Die deutschen Sänger, die sich im vorigen Jahre in Moskau eines so enthusiastischen Beifalls, wie hier die italienischen Sänger sich erzeuften, sind auch fast Alle abwesend von hier. Für die italienische Oper ist Alles, trotz der enormen Preise, schon längst im Voraus abonniert; selbst die fünfte Gallerie (der Juchhe) ist auf Abonnement abgegeben. Rubini, Tamburini und Garcia werden wieder jeder die 100,000 Franken und reiche Lorbern davon tragen. Am meisten freut sich das Publikum

wieder auf die Sonnambule, in der Rubini und Garcia ausgezeichnet sind.

Die französische Truppe spielt in dem neuen Theater zu Kamenoi-Dstrow, wo der Adel wohnt, und das am 11. Juli eingeweiht wurde. Das Theater hat vier Gallerien, das Parterre hat Lehnsessel; Platz zum Stehen oder Gallerien sind dort nicht. Die Grundfarbe ist weiß, mit rothen, herrlichen, effektvollen Arabesken; der Vorhang grün. Die Musik sehr gut beachtet und die Beleuchtung, nach der Erfindung des hiesigen Kampfenmeisters Stephanson, sehr hübsch. Um das Theater herum laufen Balkone, in denen die fashionable Welt sich in den Zwischenakten ergehen kann. — Obwohl die französische Truppe ausgezeichnet ist, und die Theaterdirektion Alles anbietet, um sie immer auf diesem Range zu erhalten (sie bezahlte erst jüngst 15,000 Franken an das Vaudeville-theater in Paris, um Ule. Pages von ihrem Engagement zu befreien), so sahen wir in diesem Jahre doch nichts so Vollkommenes, als wir im vorigen Jahre an Madame Albert aus Paris bewunderten. Ihre *la nouvelle Fanchon*, *la comedianna de Venise* zeigten, wie weit sie die gewöhnlichen Leistungen der hiesigen Bühne übertreffe.

Neben der französischen Truppe spielen auch noch die Russen. Für die russischen dramatischen Dichter wurde auch nun hier, wie in Berlin und Wien, eine Dividende bestimmt. Die bedeutendsten Dichter, die man jetzt hat, sind Polewoi, Kulolnik, Gogol &c. Von Polewoi wird ein neues Drama in fünf Akten, Paul und Virginie, einstudirt, das im September zur Aufführung kommen soll; es soll reich an Effekt sein.

Was die bildende Künstlerwelt anlangt, so sind die

bedeutenderen Künstler jetzt Alle vollaus beschäftigt. Es sollen für die Isaackskirche für mehre Mill. Rub. Bestellungen gemacht seyn. Brülow, der Meister des Bildes: die letzten Tage vor Pomweh, hat seine Kartone schon fertig, und sie sind des Meisters würdig. Bei einer Auferstehung ist der Raum, der gewöhnlich zwischen Gott Vater und dem heiligen Geiste, die oben am

Bilde angebracht sind, und dem ausschwebenden Christus leer ist, mit Engelgruppen ausgefüllt, die die Marterinstrumente, das Kreuz, die Dornenkrone zc. mit zum Himmel tragen. Seine „Schlacht bei Pskow“ ist eben so gelungen. Bei ihm und Brum sollen allein für mehre hunderttausend Rubel Arbeiten bestellt seyn, wie in zwei Jahren beendigt seyn müssen.

## Beurtheilungen.

Leben und Wirken Friedrich von Sallet's, nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben. Herausgegeben von einigen Freunden des Dichters mit Sallet's Bildniß. Breslau, 1844. A. Schulz.

Was uns in diesem Buche zur Erscheinung kommt, ist eben so sehr Sallet's hohe und edle Reinheit als Mensch, als seine bedeutende dichterische Begabung. Die Herausgeber haben erreicht, was sie gewollt; die schöne Gestalt ihres todtten Freundes erhebt sich unmittelbar vor dem Leser, wir lernen Sallet in seinem inneren und äußeren Leben vollständig kennen, ihn, „der wie ein Kind war so lieb und traut und doch so gewaltig und tief,“ ihn, auf dessen Grabstein nun sein Lebenspruch steht: „Sancta libertas, heil'ger Strand, dich halt' ich!“ — Er hielt ihn, diesen heiligen Strand der Freiheit, nach welchem so viele Arme sich sehnsüchtig ausstrecken, aber es blieb ihm von seiner Pracht nichts in den Händen, als nur eine Blume. Die Todeswellen verschlangen ihn, und nur die Blume, seine Dichtung, treibt uns zu auf dem Meere der Zeit, tröstend, verheißend, verkündend von dem schönen, heiligen Strande.

Von den Aufsätzen, welche hier Sallet's (wohl meist, mit Ausnahme von Nees von Esenbeck, jüngere) Freunde zusammengestellt haben, um sein Leben und Wirken zur vollständigen Erkenntniß zu bringen, nenne ich zuerst die „Lebens- und Bildungsgeschichte Fr. v. Sallet's,“ von Theodor Paur. Wir sind hier erstaunt von dem Ernste des Strebens, welches alle Hindernisse und Kleinlichkeiten des militärischen Dienstlebens überwindet, wir sind erstaunt, wie an dem Stabe

der errungenen höheren Bildung die Poesie sich immer kräftiger und grüner in die Höhe windet, wie sie eine Reihe von Stadien durchmacht, als Spottgedicht (Sallet hatte einmal deshalb einen Festungsarrest von zwei Monaten in Jülich zu übersehen, nachdem er anfänglich zu zehn Jahren und zur Kastration verurtheilt worden war), als ein phantastischer Humor, als tiefe Gefühlslyrik, bis endlich jene „Poesie des Gedankens“ erblühte, welche dem Dichter eine schöne und bleibende Stelle in der deutschen Dichtungsgeschichte anweist. Vielleicht hatten die Bewegungen der letzten Jahre und die Verbindungen mit Freunden Sallet's Poesie schon zu weit von ihrem Ursprung geführt, — doch ich will ja nicht über seine Bedeutung als Dichter rechten, ich erkenne sie an in meiner Liebe zu ihm und habe nichts zu thun, als einfach das vorliegende Buch anzuzeigen. Sallet starb, nicht ein und dreißig Jahre alt, an der Schwindsucht; sein schönes Porträt, welches wir hier als Titeltypus erhalten, zeigt ein edles, geistiges Antlitz, aber wir glauben selbst im Sitze jene krankhafte Schönheit und Durchsichtigkeit der Haut zu gewahren, welche meistens im Gefolge jener Krankheit auftritt.

Die übrigen Aufsätze sind dogmatischer und erklärender Natur, eine Denkrede von Julius Moeck, „Sallet jenseits und diesseits“ von Nees von Esenbeck, und „Friedrich von Sallet's Schriften.“ Eine Charakteristik von Theodor Jacobi.“ Diese Charakteristik stellt sich ergänzend neben den Aufsatz von Paur, indes erscheint sie demjenigen, welcher selbst mit dem Dichter bekannt ist, gerade neben jenem nicht unumgänglich nöthig. Die Freundschaft ist etwas ruhm- und groß-

redrig, und so wollen wir es denn dem Verfasser gern nachsehen, daß er in der Darlegung der inneren Zusammenhänge oft zu breit wird, — besonders, da wir ihm allerdings eine wiederholte Lektüre und ein sorgfältiges Nachdenken anmerken und zugestehen müssen.

Die nachgelassenen Gedichte hat Theodor Vaur herausgegeben, darunter viele Jugendarbeiten (auch das Märchen von der langen Nase, welches Duller in dem vorigen Jahre im Vaterland drucken ließ), aber auch noch viele Gedichte der reifen Periode, und darunter eben so wohl solche, in welchen das Gefühl in seiner ganzen Unmittelbarkeit hervortritt, als solche, in welchen der Gedanke die höchste Verklärung findet, solche endlich, welche mit scharfer Spitze einem Ziele zustreben. Man möge es erlauben, daß ich einen der reinen Naturlaute hierher setze:

Ein Mägdlein sah die Sterne an,  
Raum achmend, um zu lauschen;  
Wie aus der Höhe Klang heran  
Ein Singen und ein Rauschen.

„Das sind die Englein,“ dachte sie,  
„Die in dem Himmel droben  
Mit Harfenklang und Melodie  
Den Vater liebend loben.“ —

Was schaust Du, Mägdlein, doch empor  
Zu fernem Strahlenthronen?  
Du hörst ja nur der Englein Chor,  
Die Dir im Busen wohnen.

Eingeleitet wird das Buch durch ein Gedicht Rudolph Gottschall's, des jungen, poetischen Dichters, geschlossen durch einen Epilog von Eouard Duller (früher in dem „Vaterland“ gedruckt), welcher mit Sallet einst innig befreundet in Trier zusammengelebt und auf „Römerboden manche laue Maienmacht mit ihm und dem Becher als drittem Kameraden durchgeschert hat.“ —

\*\*\*

Mysterien von Berlin. Von L. Schubar. I. und II. Band. Berlin, Freymann, 1844.

Im Grunde hat man (und ich begreife unter diesem „man“ sogar mich selbst mit)

doch zu hart, zu oft und zu laut über die angeblichen Nachahmungen von Sue's Mysterien gesprochen. Jetzt, nachdem die Geheimnisliteratur bereits aus der Mode gekommen und schwerlich noch Nachzügler anhinken werden, kann man es schon sagen. Wurde denn Sue wirklich nachgeahmt? Bildete man ihm in Deutschland oder England seinen Rudolph, seine Marienblume, seinen Chourineur nach? Schwerlich! Sue zeigte, zwar nicht der Erste, aber doch mit der kräftigen und deutlichsten Bewegung, darauf hin, welche Gegensätze, welche Noth, welche Lasten und Verbrechen in unserem modernen Städteleben sich geltend machen, ohne daß sie irgendwo den Glanz des ersten Eindrucks durchdringen. Man staunte, man fragte sich, ob dies wirklich so sei; man begann, den geflohenen Zuständen, den geheimen Schäden der eigenen Heimath nachzuspüren, und da diese gesellschaftlichen Schäden nicht zu verkennen sind, da jede Stadt ihre besonderen, durch Hof, Handel, Beamtenwesen, Lage, Art der Gründung und der ursprünglichen Bewohner mannigfach modifizirten Schäden hat, so tauchten bald die „Geheimnisse“ dugendweise auf. Es hätte fürwahr Nutzen aus ihnen erwachsen können, wenn sie nicht meistens an einigen geringfügigen Umständen laborirt hätten, 1) an der Talent- und Geschicklosigkeit der Verfasser, 2) an der Eitel- und Leichtfertigkeit der Fabrikation, 3) an der Unwahrheit, weil die gemachten und erfundenen Verbrechen pikanter sind, als die wirklichen.

Die Talent- und Geschicklosigkeit findet auf den Verfasser der vorliegenden Mysterien (von dem ersten Bande ist bereits der dritte Abdruck erschienen) keine Anwendung; weniger aber können wir ihn von den beiden andern Vorwürfen freisprechen; doch halte ich mich für befugt, ein Endurtheil bis zur Beendigung des Buches zurückzuhalten. Der erste Band führt uns in das Berliner Voigtland in eine Kellerwirtschaft; der verbrecherische Wirth und der vom Unglück verfolgte junge Eouard Martin erzählen sich ihre Geschichten, die beide an einigen Unwahrscheinlichkeiten leiden, dann kommen nach einander ein Komplott, ein Raubversuch und ein misslungener Diebstahl mit Einbruch. Die An-

schauungen sind frisch, und wenn sie etwas roh erscheinen, so gehört das nur zur Sache. Dagegen leitet uns der zweite Band, ohne daß wir noch Zusammenhänge mit dem ersten merken (nur auf den letzten Blättern tritt der klüchtige und verfolgte Eduard Morlini auf), in die Gesellschaft Berlins, auf Gesandtschaftsbälle, in das Hotel de Rome, in Salons. Ein Chevalier d'Allincourt sucht eine Stellung und will zu ihrer Erlangung eine gefeierte Schönheit Berlins, eine hochgestellte Dame benutzen, welche er früher in sehr zweifelhaften Verhältnissen gekannt hat. Herr Schubart scheint wenig in Salons heimisch zu seyn; er hätte sich bei Herrn Feodor Wehl befragen können, der ja, wie er selbst

schreibt, aristokratische Circel häufig besucht. — Uebrigens gefiehe ich der Geschichte gern zu, daß sie spannend, und daß ich selbst auf die eigentliche Verwicklung des Romans begierig bin.

Ich habe oben gesagt, daß Sue nicht der Erste war, welcher auf die Geheimnisse der Städte hinwies. Auch Geheimnisse von Berlin erinnere ich mich bereits gelesen zu haben, freilich nicht unter diesem Titel. In Mügge's gesammelten Novellen ist eine größere Erzählung (wenn ich nicht irre, heißt sie Simon), welche in erschütternder Wahrheit der Farben ein Bild von der Nachseite des Berliner Lebens entwirft.

J. C. B.

### Gelegenheitliches.

(Die bürgerliche und die adelige Deklination der Deutschen.) Ich höre, wie alle deutschen Grammatiker, Schullehrer und Schüler bei dieser Ueberschrift erstaunt fragen: „Was soll das heißen? Eine bürgerliche und eine adelige Deklination in unserer Sprache, ist das nicht ein Unsinn? Wir haben eine Deklination mit dem bestimmten und eine mit dem unbestimmten Artikel, wir haben —“ Doch ich muß jene Schullehrer schon für sich selbst reden lassen; mir selbst wird, offen gestanden, Angst dabei, weil ich selbst nur noch ganz bedenklich wenig Grammatikalisches im Kopf habe und hier doch nicht gern einen Schnitzer machen möchte.

Indes hat es mit der bürgerlichen und adeligen Deklination doch seine Richtigkeit, sie kommt bei den Eigennamen vor, und zwar bei den adeligen Eigennamen. Ich habe die Entdeckung gemacht, daß man an der Art, wie diese deklinirt werden (d. h. wie man ihren Genitiv bildet, da ja nur die Sachsen die Liebhaberei haben, durch die übrigen Casus durchzuconjugiren), vollkommen gut unterscheiden kann, ob der Deklinirende ein Adelliger oder nur ein Bürgerlicher ist.

Nehmen wir z. B. den Namen A. von Sternberg — —, aber halt, der paßt ja nicht, weil wir den Vornamen nicht wissen. Sternberg beliebt, beiläufig gesagt, über jenes A. ein mythisches Dunkel walten zu lassen. Verschiedene Schriftsteller, die dadurch den Schein der Freundschaft mit ihm annehmen wollten, haben uns zwar schon seinen Vornamen genannt; aber da hieß er bald Alexander, bald August, bald Alfred, und wir können hiernach nur annehmen, daß wie die sieben Städte um die Geburt Pomer's, diese drei Namen um jenes geheimnißvolle A. streiten, — und vielleicht kommen ihrer noch mehr, vielleicht kommen noch Adolf, Adam, Anton, Anastasius und ich weiß nicht, welche noch, die Ansprüche machen.

Nehmen wir also einen adeligen Namen, dessen Vornamen wir wissen, z. B. Joseph von Eichendorff. Ein Bürgerlicher wird im Genitiv sagen „Joseph von Eichendorff's“, ein Adelliger: „Joseph's von Eichendorff.“ Der Bürgerliche traktirt den Namen, wie er jeden bürgerlichen traktirt, wie er z. B. „Wilhelm Müller's, Ludwig Uhland's“ u. s. w. sagen würde; Eichendorff, Müller, Uhland sind ihm ganz einerlei, das Wörtchen von kommt gar nicht in Betracht. Bei dem Ade-

ligen dagegen machen die adeligen Namen eine Ausnahme, der Vorname muß deklinirt werden, nicht der Zuname, und das zwischen beide geschobene Wörtchen von ist es, welches diese Ausnahme begründet.

Neulich, um ein Beispiel anzuführen, fiel mir ein Buch in die Hände: „Leben und Wirken Friedrich von Sallet's.“ Halt! dachte ich, da sind die Herausgeber gewiß Bürgerliche, entschiedene, erbitterte Bürgerliche; und als ich nachschlug, fand ich denn allerdings auch, daß es lauter junge Leute waren, welche mit Begeisterung der jüngeren philosophischen Richtung angehören und den armen Adel gänzlich negiren.

Und wer hat Recht, der Adel oder das Bürgerthum? Es ist gefährlich, wenn man heutzutage dem Adel Recht gibt, aber, aber — ich kann doch nicht anders. Als Erklärung scheint mir diese die einfachste. Bei jedem adeligen Namen ist zwischen von und Zunamen noch ein Zusatz zu denken, Cöler, Ritter, Freiherr, Graf, König, Kaiser. Was deklinirt wird, ist der Vorname und dieser Zusatz, der Geschlechtsname bleibt unverändert. Es wird Niemanden einfallen, im Genitiv zu sagen: Friedrich Wilhelm König von Preußen, sondern Friedrich Wilhelms Königs von Preußen. Wenn der Zusatz der Bequemlichkeit wegen weggelassen wird, so tritt darum mit dem Zunamen keine Veränderung ein.

Ich könnte außerdem noch einige andere Gründe anführen, aber ich fürchte mich vor der Grammatik . . .

Die adelige Deklination hat Recht! Ich rufe es aus voller Ueberzeugung. Wird man mich deshalb für einen Aristokraten halten?

B. v. S.

(Die Robert-Burns-Feier.) Wir haben in Deutschland keinen Dichter wie Robert Burns. Bis zu seiner Popularität ist von der, welche etwa Bürger und Upland bei uns erlangt haben, noch ein weiter Weg. Das volkstümliche Element in Burns ist so stark, es dringt so gewaltig selbst durch die nationalen Unterschiede, daß uns sogar in Deutschland die beiden, vor etwa vier Jahren erschienenen Uebersetzungen angewacht haben,

als kämen ihre Klänge unmittelbar aus dem Volksmund zu uns. Nur diejenige Poesie, welche sich nicht unmittelbar an das Volk schließt, veraltet und fällt der Literaturgeschichte anheim; die Volkspoesie bleibt ewig jung. Burns ist jetzt fünfzig Jahre todt. Wie viele ganz bedeutende Dichter können wir aufzählen, die nicht so lange geschieden und schon einer halben Vergessenheit anheimgefallen sind? Burns Andenken aber lebt durch seine Lieder in ungetrübler Frische in den vereinigten drei Königreichen, besonders in seiner schottischen Heimath, in welcher seine besten Lieder wurzeln und grünen. Deshalb war auch die neulich in der schottischen Stadt Ayr abgehaltene Feier seines Gedächtnisses ein wahres Volksfest. Lord Eglinton und Professor Wilson hatten das Präsidium. Aus allen umliegenden Städten und Orten zogen festlich geschmückte Korporationen herbei, rauschende Musik erklang, und dazwischen spielte an tausend Orten der nationale Duellsack das:

„Mein Herz ist im Hochland!“

Wohl siebzigtausend Menschen waren versammelt; an dem großen Bankett unter den längs des Flusses Dron gespannten Zelten nahmen ungefähr zweitausend Theil. Professor Wilson hielt die Festrede, wenn wir einen deutschen Ausdruck gebrauchen wollen. Unter dem Hoch, welches dem Volksdichter ertönte und seine im Jahr 1820 errichtete Bildsäule umwogte, vergaß man auch der andern Dichter nicht, es wurden Toaste ausgebracht auf Wordsworth und auf Thomas Moore, der in seiner Heimath volkstümlich ist wie Burns, und in dessen Melodien für die arme Smaragdinsel eine Quelle des Trostes fließt. Beide, und außer ihnen noch Bulwer, sollen eingeladen gewesen seyn, sind aber nicht erschienen. Dagegen war die ganze Familie von Robert Burns anwesend, seine Schwester, Nabame Begg, mit ihren Kindern und seine drei Söhne, von welchen der älteste, der Oberst Robert Burns, nach einer Abwesenheit von dreißig Jahren kürzlich wieder in sein Vaterland zurückgekehrt ist. — Wann werden wir in Deutschland auf solche Art das Andenken eines wahren Volksdichters feiern

können? Ist unsere Dichtung vielleicht zu gemacht, in sich zu unwahr? haben wir vielleicht zwei ganz getrennte Leben, ein Leben in unseren Gedächtnissen und ein Leben in der öden Wirklichkeit? Müssen wir nicht vorher die Wirklichkeit zur Poesie potenziren, während in Burns die Wirklichkeit an und für sich schon Poesie ist?

(Ueber den musikalischen Sinn der Thiere.) Ich fange mit den Spinnen an und wünsche nur, daß jeder Musikfreund sich recht bekreunden wolle mit diesen Insekten: denn gerade die Spinne gibt uns reiche Aufschlüsse über das wunderbare Wesen der Musff.

Spinnen haben ein Ohr für die Afforde sanfter Töne. Vorzüglich lieb scheint ihnen die Geige, das Fagott und die Harfe zu seyn. Daher lassen sie sich auch in Konzertsäten von der Decke hernieder, und schweben lauschend über das muscirende Instrument. Suchen wir nun den Grund dieses merkwürdigen Phänomens auf!

Es ist eine bekante Sache, daß das Hören nichts Anderes sei, als eine Wiederholung der magnetischen Thätigkeit im Nervensysteme. Nicht unbestimmte Webungen der Luft wirken auf unser Ohr ein, sondern bestimmte Figuren, jene gespenstlichen Krystalle der Luft, durch welche der schwingende Körper uns sein Innerstes offenbart, und wie der Gefühlssinn die Formen wahrnimmt, so auch das Ohr, als das feinste Gefühlsorgan. Die Hand empfindet nur die fertigkrystallisirte äußere Form, das Ohr dagegen die werdende, verschwindende Form des Körpers, den formenden Geist. Hören ist ein geistiges Fühlen, und eben deshalb ist es magnetischer Natur: denn der Magnetismus hat es mit mechanischen Verhältnissen und mit der räumlichen Bewegung zu thun und entspricht von Sinnesorganen, dem Gefast und dem Gehöre. — Die Wirkung des Schalles und der Töne beruht aber auch auf elektrische Spannung. Dieser polare Prozeß scheint noch zu wenig beachtet worden zu seyn, ob schon diese Ansicht auf die Erklärung des Hörens und der Wirkung der Töne in ätiologischer Hinsicht vom gewichtigsten Einflusse ist.

Basirt nun das Wesen der Musik auf Elektromagnetismus, so ist es eben kein Wunder, daß die Wirkung der Töne auf den Organismus der Thiere von Bedeutung seyn muß, da die Spinne selbst elektromagnetischer Natur ist. Die Spinne sammt ihrem Gewebe ist negativ elektrisch: denn sie flieht vor einer geriebenen Siegellackstange und wird vom Parzuchen eines Elektrophors abgestoßen. Metalle wirken störend, beunruhigend auf ihr Gespinnst ein. Zwei Spinnen einander genähert, stoßen sich ab. Eine geriebene Glasröhre zieht Faden und Spinne an. Daß die Spinne endlich Wetterprophetin geworden, beruht auch lediglich darauf, daß sie mit der Elektrizität der Atmosphäre in polarischem Verhältnisse steht. Die Wirkung der Töne auf das Spinnenohr ist demnach keine bloß mechanische, sondern eine elektromagnetische, und eben deshalb äußert sie sich auch so stark und für uns so auffallend.

Die Spinne offenbart überdies einen geometrischen Sinn in der Anlage ihres Reges. Dieser steht mit dem musikalischen Sinne in genauer Verbindung: denn auch das Gehör ist ein geometrischer Sinn, insofern wir durch das Hören die Bewegung, welche Figuren beschreibt, (jene Zitterfiguren) empfinden, die Geometrie in ihrem Handeln.

Ferner scheint das Gewebe der Spinne selbst Einfluss zu haben auf deren musikalischen Sinn: es gleicht einem Saiteninstrument, und es mag dasselbe vielleicht beständig, von der Luft berührt, in Guitarentönen rauschen, und die thurnhoch gezogenen fliegenden Fäden der Sommerfadenspinne sind vielleicht Himmelsarolscharen, deren Töne auch für uns wahrnehmbar würden, wenn wir ein Spinnenohr hätten.

Was nun die Wirkung der Töne und der Musik bei Thieren überhaupt anbelangt, so ist diese bis jetzt noch nicht hinlänglich durch Beobachtungen ermittelt worden. Sprechen wir erst ganz im Allgemeinen hierüber.

Das Centralorgan der Gehörnerven ist das kleine Gehirn, die Barolische Brücke und das verlängerte Mark. Da diese Hirntheile mit dem Rückenmark - Nervensysteme in Verbindung stehen und die willkürliche Bewegung vermitteln helfen; so müssen

Schall und Töne nothwendig auf die Bewegung von Einfluß seyn. Auch geht eine physische Wirkung der Töne noch aus ihrer Natur selbst hervor. Musik ist die Sprache des Gefühls und der Triebe: sie nimmt das Begehrungs- und Willensvermögen in Anspruch. Daher sind die beständig von Trieben bewegten Vögel am tonreichsten und der stärkste sinnliche Trieb, der Geschlechtstrieb, bringt auch sonst stumme Thiere, wie z. B. einige Käfer, zu Tönen, ja zum Gesange. Bekannt ist's, daß unter den Käfern viele Männchen zur Zeit der Brunst schwirren, um dadurch das Weibchen anzulocken. Selbst von den Schmetterlingen bringt der Todtenkopff, einen quiekenden Lockton hervor, der aus einer Höhle im Innern des Kopfes kommen soll. — Ein und dieselbe leibliche Kraft ist's, wodurch sich das Thier bewegt und wodurch es seine Stimme hervorbringt. Die Muskelkraft des Löwen wird auch als lautes Brüllen vernommen. Aus dem Geschrei des Adlers wie aus dem Böllen des Stiers schließen wir auf die Körperkraft desselben und wissen es aus der Stimme schon, ob wir eine harmlose Nachtigall oder einen mannhaften Löwen vor uns haben. Beim Vogel erinnert der Gesang an die vorherrschendste Bewegung seines Leibes, an ein genußreiches Schweben auf den Wellen der Lüfte. Beim Menschen endlich ist die Stimme eben so mannigfaltig, als die Gliedmaßen des Leibes der mannigfaltigsten Bewegungen fähig sind. Mit Recht hat man die Stimme als eine Art der innern Gebärde betrachtet, und ihren Zusammenhang mit den äußerlich sichtbaren Bewegungen zeigen unter Andern die mimisch-tanzenden Gebärden, mit denen einige Singvögel die Tonwandelungen ihres Gesanges begleiten. So bewegen unsere Lerche und der gemeine Staar im Takte des steigenden Gesanges ihre Flügel und die Bewegungen einiger Drosselarten, wie z. B. bei der Spott- und Drypseudrossel, kann man recht eigentlich als Ausdrücke des Steigens, Schwebens und Fallens der Töne halten. — Musik, deren Seele Bewegung ist, wirkt auf die Bewegungsorgane. Sie setzt die Glieder in synchronistische Thätigkeit, fordert unwiederfehllich zum Tanze auf und befähigt zu schwierigeren Bewegungen (wie

bei den Seitänzern). Selbst das ermüdete Kameel der Wüste, wenn seine Schritte bei dem einfachen Gesange seines Treibers von Neuem kräftiger werden, beweist hierdurch die innere Beziehung der Muskelkraft auf den äußern Ton.

Von eigenthümlicher Bedeutung sind dabei auch die verschiedenen Tonarten: sie wirken verschiedenartig auf den animalischen Organismus ein. Zwischen Moll und Durtonarten herrscht hinsichtlich ihres Einflusses ein nicht zu übersehender Gegensatz. Durtöne nehmen das Bewegungssystem, Molltöne mehr das Gemüth in Anspruch. Erstere regen auf, Letztere deprimiren. Beide wirken wie entgegengesetzte Farbenpole. Molltöne beruhigen, erregen Sehnsucht und Verlangen, wie das Blau, Durtöne dagegen erheitern und reizen das Gemüth, wie das Gelb, ja können dasselbe in eine heftige Erregung bringen, wie die rothe Farbe.

Die ätiologische Wirkung der Töne auf den Menschenleib ist höchst mannigfaltig. Ein gewisser Grad der Erregung unsers Gehörsinnes scheint zur Erhaltung der geistigen wie leiblichen Thätigkeit nothwendig; dem gänzliche Abwesenheit jedweden Geräusches, zu große Stille, schläfert ein und macht unthätig. Zu starker Schall dagegen betäubt, erzeugt Kopfweh, Lähmung, Wahnsinn. In dem Bewegungssysteme zeigt sich die Wirkung des zu starken Schalls, selbst wenn er nicht unerwartet kommt, durch ein unwillkürliches Zusammensucken der Glieder, und veranlaßt krampfartige Zusammenziehungen, mitunter selbst Leibweh, Durchfall und Erbrechen. Manche Menschen zeigen für gewisse Töne eine besondere Idiosynkrasie. Einer konnte, wie Dr. Stark in seiner Physiologie mittheilt, ein Werk, dem wir viel verdanken, den Urin nicht halten, wenn er den Dudelsack hörte. Ein Anderer ward vom Durchfalle befallen, wenn die Leier oder Harfe sich hören ließ. — Da ferner das Gehörorgan im kleinen Gehirn wurzelt, so liegt der Schluß nahe, daß dasselbe mit den Geschlechtern im Zusammenhange stehe. Daher denn auch der Stimmenunterschied bei Mann und Weib, so wie jene oft wie über Nacht kommende Umwandlung derselben, der

Stimmbruch, beim Knaben zur Zeit der Pubertät.

Die menschliche Feinheit des Ohres fehlt allen Thieren, daher sie im Durchschnitte wenig Gefühl für schöne Töne haben. Bei Mollusken, Würmern und Zoophyten ist uns nichts von Wahrnehmungen durch's Gehör bekannt. Erst bei den Insekten stellt sich der Gehörsinn ein, und hier oft auf eine eigenthümliche Weise. Denn sonderbar ist's, daß Grashüpfer am Tage auf das geringste Geräusch stehen, während man die zirpenden Männchen in der Nacht, wenn man sie mit der Laterne sucht, mit der Hand fangen kann. Da sie dann auch das Licht nicht scheuen, kann man wohl annehmen, daß sie sich in einer Art Schlaf, wie die Nachtwandler befinden. — Zirpen und Holzkläfer schweigen sogleich, wenn man klopfet. Metara in Rom fand, daß Rattern den Tönen der Drehorgel horchten und die Köpfe aus dem Kasten herausstreckten. Unser Hund und überhaupt alle weidenden Thiere hören gern Musik, und Schafe sollen fetter werden, wenn der Hirte gut die Schallmei bläst. Die Numidische Jungfrau wird, wenn sie Musik hört, zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, mit welchen sie im Takte die Töne begleitet.

Ferner darf man wohl annehmen, daß diejenigen Instrumente, welche am vollkommensten tönen, wie die von Metall, ihrer magnetischen Natur nach am meisten unangenehm auf den Organismus der Thiere einwirken. Hunde können den Ton der meisten Blasinstrumente nicht ertragen: sie heulen. Aber auch Streichinstrumente sind ihnen zuwider. Ein Violinist tödtete sogar seinen Fubel durch Geigenpiel. Aehnliches ist auch von andern Thieren, z. B. von den Nachtulen bekannt. Auch hat man Beispiele, daß gewisse, besonders hohe Töne, wohl wegen besonderer Verhältnisse ihrer Schwingungszahl, auf Thiere die heftigste, bis zur Tödtung gehende Wirkung hervorbringen, wie denn in dem Archive für physische Heilkunde einige solcher merkwürdigen Fälle von einer Maus erzählt werden.

Marienburg (Preußen). M. R.

(Wiederum ein historisches Haus.)  
Wir haben vor nicht langer Zeit von den

Häusern Robespierre's und Chateaubriand's erzählt, — allerdings zwei sehr verschiedene Gestalten; und so möge man es denn auch erlauben, daß wir hier von einem dritten historischen Hause berichten, dessen Bewohnerin von jenen Beiden noch weit mehr verschieden ist.

In Versailles, an der Ecke der Straße Saint-Louis, steht ein altes Haus, in welchem Madame de Pompadour gewohnt hat; es mag der berühmten Geliebten Ludwig's XV mitunter als Absteigequartier oder für eine längere Zurückgezogenheit gedient haben. Obgleich es nur aus einem Erdgeschoß besteht, zeugen doch die Malereien Voucher's, welche die Thürbekleidungen schmücken, für die Pracht des Inneren. Das Haus gehört dem Marquis von Renty, einem achtzigjährigen Greise; nach dem Tode desselben wird es wahrscheinlich von irgend Jemanden erkanden und in einen andern Bau umgewandelt werden, um die höchst bedeutende Grundfläche besser zu benützen. An vielen Orten drängt sich der Wunsch auf, dieses wahrhaft historische Denkmal vor einer solchen Zerstörung zu bewahren. Versailles und die Erinnerung an den Hof Ludwig's XV sind untrennbar, und zu diesem Hofe gehört die Pompadour als wesentlicher Bestandteil. Das Versailleser Schloß hat man vor allen Eingriffen unserer Zeit gesichert; dieses Gebäude ist ein unauf löslich zu ihm gehöriges Denkmal und spricht die gleiche Schonung an.

(Ein Fund.) Die Revue de Paris berichtet: Bei den Arbeiten, um über die alte und prächtige Basilika Notre Dame von Boulogne eine neue Kirche zu erbauen, hat man eine wichtige Entdeckung gemacht. Bei dem Graben der Fundamente stieß man auf eine Krypte, deren Gründung, wenn nicht Alles trügt, in die ersten Zeiten des Mittelalters, sogar vor die Epoche Karls des Großen zurückzuverlegen ist. Eine Treppe von zwölf Stufen führt hinunter; und es ist wohl natürlich, daß seltsame Bilder und Erscheinungen vor demjenigen auftauchen, der in diese Todtengruft eindringt. Die Malereien, welche die Mauern bedecken, haben unglücklicher Weise von der Zeit gelitten; man ist indeß schon bemüht gewesen,

einen Theil zu restauriren, wobei man Sorge getragen hat, ihnen den ursprünglichen naiven, mitunter sogar burlesken Karakter zu bewahren. Auf den Stufen eines Altars von rohem Steine liest man es noch, daß zwei große Männer, Gottfried von Bouillon und Ludwig der Heilige in einem Jahrhundert Zwischenraum in diese fromme Einsamkeit hinabgestiegen sind, um der Mutter Gottes demuthvoll ihre Puldigung zu bringen.

(Denkmal Diderot's.) Die Stadt Langres wird Diderot ein Denkmal setzen; die Frommen sind außer sich, und wollen an einen solchen Skandal nicht glauben. Aber wirklich ist es auch ungeschickt, daß bei dieser Gelegenheit französische Blätter Diderot als Verfasser „der Nonne“ citiren. Wenn auch von seinen drei Romanen (la religieuse, les bijoux indiscrets und Jaques le fataliste) dieser der beste, nicht unästhetisch angelegte ist, so verdient doch auch er, in welchem die Verwicklung in dem Unglücklichsten beruht, wahrlich kein Denkmal. Die Stadt Langres scheint sich indes sehr in die Grundzüge der ersten großen Revolution zurückgelehrt zu haben; ihr Municipalrath sucht bereits eine Stelle für die Statue aus, welche von einem jungen Künstler der Haute-Marne in Erz ausgeführt wird.

(Versuchung zum Verbrechen.) Man klagt in Paris darüber, daß seit einiger Zeit so viele Diebstähle in den Wechselbuden vorkommen, meistens mit Einbruch. Wir fragen indes, ob nicht die bestohlenen Wechsel selbst die erste Ursache ihres Unglücks sind? Ist es wohl klug, ja wir fragen geradezu: ist es wohl moralisch, vor den gierigen Augen der Vorübergehenden Säulen von Gold und Silber aufzuschichten? Heißt das nicht das Elend versuchen? Heißt das nicht geradezu zum Diebstahl anreizen? Die Aufschrift der Buden, welche zu Wechselgeschäften bestimmt sind, reicht hin, um sie zu erkennen; wir sehen keine Nothwendigkeit ein, als weiteres Erkennungszeichen Haufen von Louisd'or und Bankbillets hinzuzufügen. Wenn die Polizei diese unklugen Aufstellungen verbot, so würde sie wahrschein-

lich eine Menge von Verbrechen verhüten. Die Gelegenheit und der Anblick des vielen Geldes machen den Dieb. — Bei diesen Worten erinnern wir uns, daß hier, in Baden, der Fall vorgekommen ist, daß ein Mensch blindlings, vor den Augen aller Umstehenden, in die Gold- und Silberhaufen der Spielbank griff und mit seinem Raub davon rennen wollte. Er wurde als Dieb gestraft; das Gesetz fand seine Anwendung. Aber die innere Stimme, die moralische Ueberzeugung eines Jeden wird einen armen Menschen entschuldigen, wenn nicht gar völlig freisprechen, der keinen Kreuzer hat, für den er sich Brod kaufen, keinen Ort, wo er die Nacht ruhen wird, den zu Haus vielleicht gar hungernde Angehörige erwarten, der hier aber Schätze als Spiel einer müßigen Menge hin und her wandern und hoch aufgehäuft sieht, Schätze, deren kleinster Theil seinen Hunger stillen, ihn glücklich machen könnte, und der von ihrem Anblick hingerissen, betäubt, verzaubert für einen Augenblick das Recht des Eigenthums, das Gebot der Moral und sogar die gemeine Klugheit vergißt.

— Während man hier und dort noch darüber nicht einig ist, ob den deutschen Dichtern ihr Dichterantheil oder der bisher beliebte Ehrensold besser frommt, ist die Hamburger Direktion darüber mit sich einig, den Dichtern und Tonsetzern, deren Werke ihr Nutzen gewähren, auch nach höherem Mase zu bezahlen. Der Sächsische Kapellmeister Richard Wagner, erhielt für die Oper Rienzi sechszig Friedrichs'dor, dann wurden ihm die Reise nach Hamburg und sein Aufenthalt daselbst vergütet und für das Dirigiren erhielt er noch eine besondere Gratifikation von zehn Friedrichs'dor. Trotzdem, daß Tichatschek in der Oper für vierzig Friedrichs'dor Gastspielhonorar sang und mithin zu dem Beifalle, den sie bei den Hamburgern errang und zu ihrer öftern Wiederholung sehr viel beigetragen haben mag, überließ die ehrenwerthe Direktion des Stadttheaters Herrn Wagner den dritten Theil der Bruttoeinnahme der achten Vorstellung. Der Ausgabenstand des Hamburger Stadttheaters soll 200,000 Thaler Pr. Court. betragen.

Das sind großartige Verhältnisse, mit denen sich viele unserer Hoftheaterdirektionen nicht messen können. Und die Herren Mühling und Cornet haben nicht nur keinen Zuschuß, sondern müssen noch Pacht bezahlen und eine schwere Konkurrenz mit den Nebentheatern bestehen, dabei will das Hamburger Publikum, größtentheils aus thätigen und sehr angestregten Geschäftsleuten bestehend, im Theater nur Sinnenreiz und gewöhnliche Unterhaltung finden und alles Höhere im Bereiche der Kunst können die Direktoren nur dadurch erreichen, wenn sie auf gute Einnahme verzichten. Um wie viel ehrenvoller für sie, daß sie es auch an solchen Opfern nicht fehlen lassen.

— Das neue, bei Friedrich in Siegen erschienene Drama des Herrn von Aussenberg, Feodora oder die Hexe von Pultawa, ist von dem Herrn Kapellmeister Strauß zu Karlsruhe in eine Oper umgewandelt worden, und wird bereits von ihm komponirt. Zwei Akte sind schon fertig und der dritte soll der baldigen Vollendung nahe seyn. Von dem gründlichen Tonsetzer, dem geübten und mit der scenischen Wirkung wohlvertrauten Künstler ist gewiß etwas Bedeutendes zu erwarten.

— In den alten guten Zeiten, die so mancher Träumer gern in ihrem vollen Glanze wieder heraufbeschwören möchte, hatten die adligen Herren, außer den eigentlichen Diensten, die sie von ihren Lehensleuten empfingen, noch manche andere Bedingungen gesetzt, auf deren Erfüllung sie fest bestanden. Wir lesen etwas darüber in einem französischen Blatte, das wir hier mittheilen wollen. Ein bretagnischer Lehensherr hatte seinen zinspflichtigen Rittern auferlegt, daß ihre Frauen sich am Vorabende vor Weihnacht und Pfingsten auf's Schloß begeben mußten, um ihm die Nägel an den Füßen zu beschneiden. Die Damen durften sich jedoch von dieser erniedrigenden Schuldigkeit dadurch lösen, daß sie ihrem Lehensherrn zu Weihnachten zwei junge Katzen in einem Kessel und zu Pfingsten einen Korb mit Trauben und eine Scheere, darbrachten. — Die Reblistin von Remiremont mußte von einem

Lehenspflichtigen ihres Klosters alljährlich am 24 Juni eine Schüssel mit Schnee erhalten. Wenn es ihm nicht glückte, den Schnee aufzubewahren, so mußte er sich mit einem weißen Stier lösen. — Wenn der Abt von Figeac seinen Einzug in die Stadt hielt, so mußte der Herr von Montbrun de Laroque ihn empfangen, angethan mit einem bunten Kleide, das eine Bein unbekleidet, und ihm so den Steigbügel halten, und während der Mahlzeit einschenken. — In verschiedenen Bezirken hat der Sergeant der Grundherrschaft das Recht, bei den Hochzeiten mit zwei Hühnern und einem Windhunde zu erscheinen, sich gegenüber der Braut seinen Platz zu wählen, und nach dem Essen ein Lied zu singen. Die Neuvermählten mußten die Hunde selbst füttern. Hin und wieder wurde es noch verlangt, daß die Hunde am Tische zu fressen bekämen, und zwar zur Seite der Braut ihren Platz haben sollten. — Der Prinz von Soubise verlangte von den Einwohnern in Roubair, daß sie an gewissen Tagen vor seinem Schlosse Fragensichter schneiden mußten und zwar nach den Fenstern desselben gerichtet. — Man könnte noch Vieles der Art anführen; auch bei uns war's nicht besser. Ist es nicht schade, daß dergleichen schöne alterthümliche Gebräuche abgekommen sind? Je nun, es bleibt den Freunden derselben unbenommen, sie wie so manches Andere wieder einzuführen, sich wie der Herr von Montbrun de Laroque zu kleiden, wie die Einwohner von Roubair Sichter zu schneiden, die Hunde des gnädigen Herrn zu füttern und ihm die Nägel an den Füßen zu beschneiden!

— In den „Reisefragmenten von Theresie,“ mit welchen die Novellenzeitung prunkt, heißt es über Bremen: „Der Roland, der auf dem Markte steht, ist das Palladium der Stadt. Er soll fast fünfhundert Jahre alt seyn, lehnt sich an eine gothische Säule und trägt am linken Arm einen Schild mit dem Reichsadler, steht aber als Statue auf einer so tiefen Stufe der Kunst, daß man statt dieser Kuriosität sich einen tüchtigen Schwantaler'schen Roland an die Stelle des feineren wünscht.“ — Ich begreife es nicht, wie man diesen Wunsch haben kann. Eine

neue Statue könnte vielleicht ein Kunstwerk seyn; aber würde sie ein historisches Denkmal, ein Sinnbild der alten Städte-macht, einen Mittelpunkt alter Erinnerungen abgeben? Den feineren Roland von seiner Stelle entfernen, heißt der Geschichte die grauen Haare ausraufen. Es gehört ein Mangel an Ehrfurcht vor der Vergangenheit, ein gänzliches Lossagen von dem Historisch-Gewordenen hinzu, wegen dessen wir die verehrte Frau, an deren Posteburdungenheit wir die größte Freude haben, bebauern. Aber es läßt sich aus diesem Mangel an historischem Verständnis, aus dieser Gefühllosigkeit der Geschichte gegenüber die kalte Einseitigkeit der Dichterin, in Bezug auf den Katholizismus und seine Erscheinungen im Mittelalter und in der Gegenwart erklären.

— Gervinus ist mit einem großen Werke über Shakspeare, seine Zeit und seinen Einfluß beschäftigt. Was wir hier zu erwarten haben, wissen wir; das Verständnis, welches der große Literaturhistoriker für Shakspeare in sich trägt, hat sich gelegentlich schon in seiner Geschichte der deutschen Dichtung gezeigt. Von der Vollständigkeit der Forschung haben wir bei dem nicht zu reden nöthig, der zum Behufe seines früheren Werkes „Alles gelesen hat,“ dessen allseitige Belesenheit dori häufig etwas Beengendes, Abschreckendes in sich trug. Bisher hatten wir in Deutschland aus der neueren Zeit (neben dem, was geradezu aus dem Englischen entlehnt war, wie z. B. die Biographien) über Shakspeare hauptsächlich das Buch von Hermann Ulrici, die Monographien Röscher's\* aufzuweisen. Das Buch von Gervinus wird Alles bisher Geleistete in sich vereinen. Man hat oft gesagt, daß die Deutschen zu einem tieferen und liebevolleren Verstehen Shakspeare's gekommen sind, als seine eigenen Landsleute. Werden gegenwärtig die Engländer das deutsche Buch über ihren Dichter, sobald es erschienen ist, nicht in ihre Sprache übersetzen müssen und dadurch ei-

nen thatsächlichen Beweis jener Behauptung liefern?

— Was man nicht Alles neu herausgibt! In Passau ist die Geschichte Griseldis von dem Pater Martin von Kochem, dem geistlichen Poeten des höllischen Feuers, neu erschienen, — „sonderlich (wie es auf dem Titel heißt) für jene Weiber, welche ungerathene Männer haben.“

— Heinrich Laube findet in dem Leipziger Tageblatt Goethe's Egmont sehr undramatisch. Er sagt: das Stück ist kein Bühnenstück, es ist mehr Novelle als Drama und darum unbeschreiblich schwer zu spielen. — Goethe hat allerdings Scribe'n noch nicht zum Vorbilde gehabt, in dessen Fußstapfen gegenwärtig so manche bedeutende dramatische Talente in Deutschland treten, um einen augenblicklichen glänzenden Erfolg zu haben, während unsere Dichtung in ihrem geschicht gemachten Stücke nichts erringt.

— Berthold Auerbach's Volkskalender „der Gevattersmann“ (wir werden in Kürze einige nähere Worte über seinen Inhalt sagen) findet eine Verbreitung, wie wohl wenige andere Bücher der neuesten Zeit. Es sind Buchhändler, welche viertausend Exemplare bestellt haben. Daß ihn die Gebildeten lesen, wollen wir hier nicht hervorheben; diese Gebildeten nehmen ihn als ein literarisches Gericht, wie jedes andere, von welchem sie kosten, weil es Aufsehen erregt, und um eben davon gekostet zu haben. Aber das Volk liebt ihn, und hierin liegt der Beweis, daß er seine Bestimmung erfüllt. In dem Badischen, welches wir zunächst vor Augen haben, dringt er bis in die entlegensten Dörfer; in den zwei Städten Karlsruhe und Rastadt war die Raschheit des Verkaufs eine beinahe komische, — man sagt indeß, daß bei der Mehrzahl der Käufer weniger der innere Werth bestimmend gewesen, als das lokale Interesse, welches zwei scherzhafte Erzählungen bieten sollen. — In Baiern ist der Gevattersmann verboten worden.

— W. Kaulbach ist der Vater der Ideen. Nicht die äußere Erscheinung der Geschichte ist es, welche er sich zum Vorwurfe nimmt,

\* Und zwei Aufsätze in Prutz literarhistorischem Taschenbuch von 1843 und 1844, von H. Stahl und Prof. Bischof.

er kokettirt nicht mit Königinnen, Feldherren und schönen Pagen, er malt uns keinen Sammt und keine Goldborden. Er gab uns, statt sich unseren Augen mit süßen, romantischen Träumen beizuschmeicheln, die Hunnenschlacht, er gibt uns gegenwärtig die Zerstörung Jerusalems, er ist bereits mit den Vorarbeiten zu einem neuen Werke beschäftigt, dessen Idee großartiger ist, als Alles bisher von ihm Geschaffene, mit der „Trennung der Völker bei dem Thurmbau von Babel.“ Die ganze neueste Kunst hat, wenn wir einige der streng-religiösen Gemälde ausnehmen, keinen größeren Gedanken gehabt.

— Lamartine wechselt mit seinen sämtlichen Werken den Verleger. Béchune, der Buchhändler, welcher den neuen Verlag übernommen hat, wird neben dem bisher Erschienenen eine Reihe von acht bisher ungedruckten Bänden erhalten, darunter eine *histoire des Girondins*, eine Tragödie *Toussaint Louverture* (es ist ein Zeichen der Zeit, daß Toussaint gegenwärtig Gegenstand so vieler poetischer Produktionen wird), dramatische Fragmente u. A. Die Ankaußsumme sind 450,000 Franken, wozu noch kommt, daß Béchune die bereits publizierten Werke erst in drei Jahren erhält, bis wohin noch der Kontrakt mit dem alten Verleger Gosselin währt. In Deutschland würde jener Buchhändler ein „schlechtes Geschäft“ hiermit machen, und wir glauben, ohne ruhmredig zu seyn, versichern zu dürfen, daß man in Deutschland den wahren Werth Lamartine's viel besser zu würdigen versteht, als in Frankreich. Ohne in ihm ein poetisches Vermögen zu läugnen, erkennen wir das Gemachte in seinen Dichtungen, gemachte Nührung, gemachte Heißigung, Ideen, welche

nur in dem ersten Moment, in dem wir sie noch nicht recht erfaßt haben, groß erscheinen, und bei näherer Betrachtung in armer, nackter Gewöhnlichkeit dastehen, die namentlich neben der Höhe der Ansprüche doppelt klein erscheint.

— Kürzlich zeigten wir die Gesamtausgaben an, welche von den Koryphäen der russischen Poesie, Puschkin, Schutowsky und Marinský veranstaltet worden sind. Gegenwärtig erfahren wir, daß von Schutowsky auch eine neue Dichtung erschienen ist, *Nal und Damajanti*; ob wir indes hier nur eine Uebersetzung von Rückert's lieblicher Nachbildung sehen müssen, oder ob der russische Dichter wirklich bis zum heiligen Ganges zurückgegangen ist, wird uns nicht berichtet.\*

— Vonsard, der Dichter der *Lucrecia*, von welcher auch in Deutschland häufig, und unter den widersprechendsten Urtheilen die Rede war, soll sich mit einem neuen Drama beschäftigen, das seinen Stoff aus den Kreuzzügen nimmt. Das Journal „die Presse“, welches sich sehr um diese Angelegenheit und um den jungen Dichter bekümmert, schwankt, ob es die „Franken in Konstantinopel“, Philipp August oder Richard Löwenherz heißen werde.

— Der Charivari hat gehört, die preussische Polizei habe an den polnischen Uhrmachern in Posen eine Reihe von Verhaftungen vorgenommen, — und meint dabei: man scheint in Preußen eben so wie in Frankreich gegen die Leute der Bewegung streng zu verfahren.

\* Wahrscheinlich das Erstere, da Schutowsky seinen Landsleuten schon mehre klassische Uebersetzungen aus dem Deutschen vermittelt hat.

Die Redaktion.

## Nachrichten.

(Berlin). Wer immer an unreine Motive denkt, könnte sich leicht fragen: Was mag nur der Doktor Geppert für Pläne haben? was mag er werden wollen? Da

hat er jetzt, wie früher die *Captivi*, den *Triunnumus* von Plautus durch Studierende aufzuführen lassen; — etwas muß der Mann doch wollen. Das deutsche Drama corrigiren?

durch Plautus? Schwertlich! Der Liebe zur klassischen Literatur ein neues Reizmittel geben? Es wäre ein kurioser Apparat. Die jungen Leute abhalten, daß sie keine Studentenversammlungen mehr halten, keine Petitionen mehr machen? Vielleicht . . . vielleicht . . . Ich habe hiermit ungefähr die Spur angegeben, auf welcher man zu unreinen Motiven kommen kann. Von ego! sage ich sehr horazisch zu dem lateinischen Registrator, ich will in Allem die reinste Absicht sehen; aber ich meine doch im Stillen, wir seien in Deutschland über das zehnte Jahrhundert hinaus, wir stehen nicht mehr bei der Nonne Roswitha, sondern wir haben in unserer Literatur schon einen gewissen Goethe und Schiller gehabt, die zufällig deutsch schrieben; ich meine, das gegenwärtige Berlin mit Wachparaden, Kranzler, Charlotte von Pagan und Herrn von Küstner sei nicht das Kloster Gandersheim. — Am 15 August ist die große Gewerbaustellung durch eine Rede des Ministers Klotzwell eröffnet worden, nachdem schon einige Zeit vorher ein vor dem Zeughaus liegendes elegantes Dampfschiff Diejenigen, welche den prachtvoll gefüllten Saal noch nicht betreten hatten, auf das aufmerksam machte, was hier zu erwarten war. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß, während hier die Erzeugnisse des deutschen Gewerbefleißes prunkend ausgestellt und ausgehängt sind, zu gleicher Zeit auch in Berlin sich Arbeiterunruhen regen. Arbeit und Lohn fangen täglich mehr an, außer Verhältnis zu treten, und die Arbeiter sind es müde, eine Aristokratie des Besitzes herstellen zu helfen, welche sie fast in schlimmerer Leibeigenschaft hält, als jene alte des Mittelalters.

(Baden, den 31 August). Ich komme eben aus einem Konzerte, aus einer Solennité musicale, honorée de la présence de S. A. N. Mad. la grande-duchesse Stéphanie, welche Benazet in dem großen Saale des Konversationshauses veranstaltet hat. Gewöhnlich wird zu den Konzerten ein kleinerer Saal, der sogenannte Blumen-saal, genommen; diesmal aber würde dieser bei weitem nicht hingereicht haben, um die Menge zu fassen, die sich zu einer musikalischen Pro-

duktion versammelt hatte, in der alle gegenwärtig in Baden befindlichen musikalischen Kräfte mitwirken sollten, Heinrich Panoffa, welcher das Karlsruher Orchester dirigirte, Rosenhain, der Baritonist Oberhofer von Karlsruhe, Fräulein Pauline Marx von Berlin, Fräulein Bockholz (im vergangenen Winter in Paris), Vivier, Cosmann, die Harfenistin Mad. Desvignes und die Familie Distin mit ihren Sarcophons. Gewiß eine ganze Reihe von Genüssen! — aber eine Reihe, welche einem Kopfweh macht. Es gehört eine gewisse Gleichgültigkeit, oder eine ziemliche Geübtheit dazu, um dieses Aufeinanderfolgen klassischer und moderner Musik, das Ineinanderklingen aller erdenklichen Melodien in sich zu vereinigen; und ich mußte mir manchmal, um nur meinen Kopf zu retten, nicht anders zu helfen, als daß ich meine Augen in den Hunderten von farbigen Gestalten umherirren ließ, und in den jugendlicheren der Gesichter, welchen das Leben noch keine Maske vorgelegt hat, die Eindrücke der Musik zu beobachten suchte. O solch ein schönes, reines Mädchenange-sicht als Spiegel der Töne ist ein wunderbarer Anblick. Es ist als ob alle Melodienblüten sich hier mit einem Moment in wirkliche verwandelten und aufblühten, schwellende Rosen der Liebe, flüsternde Myrthen und weiche Trauerweiden, die an jedem Zweige einen hellen Thränentropfen tragen. Was die einzelnen Leistungen betrifft, so war Pauline Marx eine sehr anmuthvolle Erscheinung, in deren Vortrag es ersichtlich war, daß sie ihren Gesang zu einem Theile ihres eigenen Lebens machte, klagend, stehend, trillernd und jubelnd, so daß jeder dieser hellen Töne in der eigenen Brust einen Wiederhall fand. Madame Desvignes spielte „Irische Erinnerungen“ auf der Harfe; waren es Moore's Melodien? oder waren sie unmittelbar dem Volke abgelauscht, diese wehmüthig starken Klänge? — Eine innige Freude habe ich an dem Hornisten Vivier gehabt. Ich kann seine Hornklänge mit nichts Besserem vergleichen, als mit den Erinnerungen eines Märchens. Wir ziehen in den Wald, tief hinein in die Waldesamkeit; da fängt es plötzlich an zu singen, die blauen Blumen öffnen sich, dunkelrothe, sehnsüchtige Stimmen zittern durch

die Zweige, — die Königin des Märchenreiches zieht aus zur Jagd, die Hörner rufen und Stimmen antworten ihnen ringsum, wir wissen nicht, woher, nicht aus welchem Munde. Großen Beifall erntete der junge Violoncellist Cosmann durch seine Phantasie über Motive aus dem Freischütz. Das Violoncell ist ein Instrument, welches vorzugsweise der Melodie günstig ist, und so wurden denn unter Cosmann's Bogen alle Töne zu Liedern von einer tiefen, oft schmerzlichen Innigkeit. Rosenhain's Sylphentanz hatte ich bereits in einem früheren Konzerte gehört; in dem gegenwärtigen erfreute er uns besonders noch durch eine Nocturne. Was Panofka als Dirigent leistete, trat besonders wirksam in der Oberonouvertüre und in der 6ten Symphonie von Mozart hervor und errang ihm den Beifall aller Kenner. — Von Fremden, welche in der letzten Zeit angekommen sind, schreibe ich ein nächstes Mal, gegenwärtig sind sie mir nicht erinnerlich; von den Ereignissen des neuesten Saisonlebens erwähne ich nur den Geburtstag des Großherzogs von Baden, welcher vorgestern durch militärische Aufzüge, Gottesdienst und ein Festmahl, durch einen großen Ball zum Besten der Armen und ein Feuerwerk gefeiert wurde. Das Feuerwerk war das imposanteste Schauspiel, weniger das Feuerwerk an sich, als die versammelte Menge. Vor der Kolonnade des Konversationshauses war ein Raum abgesperrt, für welchen Entree bezahlt wurde; von ihm aus sah man, wenn sich bengalische Flammen erhoben, rings um die Barrieren ein Meer von Menschenköpfen. Dabei war der Abend schön und dunkelklar, der Mond stand in weißem Glanze über dem großen Stausenberge, und einen eigentümlichen, scenhaften Anblick gewährte es, als plötzlich, zwischen dunkeln Nachthimmel und tiefschwarzem Wald das alte Schloß in rothem Feuer zu strahlen begann. An demselben Tage wurde in dem benachbarten Steinbach die Enthüllung des Erwinsdenkmals festlich begangen. Ich bin nicht dort gewesen. Freunde, welche das Fest besucht haben, erzählten mir, es sei schön und nicht ohne Erhebung gewesen, wozu hauptsächlich die Anwesenheit des Herrn Berggraths Balchner und die edle und anspruchlose Erscheinung

des großmüthigen Gebers und Meisters, des Bildhauers Friederich beigetragen hat. Daß sich auch hier und da die geistige Unbedeutendheit breit machte, wer kann dafür? — Was mich betrifft, so war ich, wie gesagt, nicht anwesend; ich will allein hinauspilgern zu dem Rebhügel, von welchem der hohe Meister hinausblickt auf sein fernes Werk, und in mir eine stille Feier der Einweihung begehen. Bis dahin auch einige Zeilen über die Bildsäule selbst.

(Karlsruhe.) Herr und Frau Steinmüller nahmen von uns als Don Juan und Donna Anna unter rauschendem Beifalle Abschied, um nach Hannover zurückzukehren. Die Anna der Frau Steinmüller war vollendet zu nennen, wenn man von den Träumereien Callot-Hoffmann's absteht und nur die edle, stolze Spanierin in ihr erkennen will, die neben dem Schmerz um ihren ermordeten Vater, auch von ihrem Verlobten es als Beweis seiner Liebe fordert, den Tod des Vaters zu rächen. Die Miene und Gebärde der Künstlerin in dieser Scene, waren des stolzen Sieges der Gewißheit voll. Offenbar liegt in dem Charakter der Donna Anna, wie ihn Mozart schuf, nichts Anderes, und ihre Großartigkeit muß die unruhvolle Leidenschaftlichkeit der Donna Elvira nur in ein desto greller Licht setzen. Beide dienen sich einander als Jolke. So wie die Darstellung der Partie vollkommen genügte, so war der Gesang im höchsten Grade ausgezeichnet. Die Stärke und Fülle des Tones, so wie die Kunst des Vortrags, räumen dieser Sängerin eine der ersten Stellen an. Der Don Juan ihres Gatten war eine überraschende Erscheinung. Man kann sich keine imposantere Gestalt denken, als die des Herrn Steinmüller, der Alles in sich vereinigt, was den großen Theatersänger macht. Seine Stimme ist ein Bariton von erstaunlichem Umfange, Kraft und Fülle, durch die ganze Scala zweier Oktaven immer gleich, dabei weich und biegsam, eben so zum Forte wie zum Piano geeignet und dabei eine streng musikalische Ausbildung. Herr Steinmüller wurde mit rauschendem Beifalle beehrt. Das Duett mit Zerline mußte er wiederholen und das „Es lebe die Freiheit,“

welches sonst immer hier spurlos vorüberging, wurde, von dieser mächtigen Stimme getragen, zum Erstenmale bemerkt. Frau Steinmüller wurde nach der ersten und letzten Arie gerufen und ihr ein Kranz mit einem Gedichte zugeworfen. Am Schlusse mußte sie mit ihrem Manne noch einmal vor dem Publikum erscheinen.

(Aus Nassau). Die jugendliche Herzogin Elisabeth von Nassau erwirbt sich bereits ein großes Verdienst um ihre neue Heimath, von welcher sie vor einem halben Jahre mit so hoher Freude begrüßt worden ist. Sie hat einen Preis für eine populäre nassauische Geschichte ausgesetzt, welchen Hofrath von Madat in dem nassauischen Intelligenzblatt ausschreibt. Die meisten Länder waren bisher besser mit einer Partikulargeschichte bedacht als Nassau, obgleich dieses in seinen Archiven die größten, zum Theil leicht zu benützenden Schätze verschließt, wie denn z. B. das Archiv zu Dillenburg bisher in zehn starken Foliobänden eine chronologische Sammlung aller auf die nassauische Geschichte bezügliche Urkunden enthielt. Von wirklich geschichtlichen Werken haben wir Arnold's Geschichte der Dranien-Nassauischen Länder und Münch's (unvollendete Geschichte) des Hauses Nassau-Dranien, Kremer's Origines Nassovicae (für die früheste Zeit) und Hagelgans nassauische Geschlechtsstafel des Walramischen Stammes. Vor einem Jahre ist in Köln der erste Theil einer Geschichte der Grafen von Nassau (früher zum Theil in einem dortigen Gymnasialprogramm abgedruckt) erschienen. Eine populäre Geschichte existirt bis jetzt bloß von J. Ruth, welche aber keinerlei Ansprüche befriedigt. Für einzelne Epochen liegt das Material hoch aufgeschichtet, wie für die Geschichte Kaiser Adolph's. Neben den Büchern von Geißel (Schlacht am Hasenbühl), von Gündorode, Leuch u. A. verwahren die nassauischen Archive auch noch einige handschriftliche Biographien desselben. Schon längere, leider müssen wir sagen, fast zu lange Zeit ist die Veranstaltung einer größern, urkundlichen Geschichte von Nassau im Werke; bis wir sie erhalten, wollen wir uns an dieser populären begnügen, obgleich es sachgemäßer

wäre, wenn die urkundliche der populären vorausgegangen seyn würde. Hoffen wir, daß der edle und schöne Wunsch unserer Herzogin von einem Werke gekrönt werde, in welchem sich die Treue der historischen Thatsachen, die Entwicklung der inneren Verhältnisse und die achtvolkstümliche Anschaulichkeit der Darstellung zu einem Ganzen verbinden, von einem Werke, welches ein lebendiger Keim in der Brust des Volkes wird, während manche ähnliche von Anfang an schon taubes Korn und leere Hülse sind.

(München). Gugtow besuchte auf dem Sommerausfluge, welchen er durch Süddeutschland und die Schweiz machte, auch München. Es wurde ihm allseits hier ein herzlicher Empfang; Viele sind, denen er noch im Gedächtniß ist, wie er vor zwölf Jahren als ein junger Mensch, der damals gerade den großen Gährungsprozeß seines inneren Lebens durchmachte, hier lebte und dichtete. Im königlichen Hoftheater wurde ihm zu Ehren sein Werner gegeben, unstreitig dasjenige von seinen fünf Stücken, welches überall am meisten über die Bühne geht, weil sein Eindruck auf die verschiedensten Gesellschaftsklassen und Naturen der gleichmäßige und kaum zu verfehlende ist. Gugtow, welchen damals unser gutes Tageblatt etwas zu keck „Deutschland's ersten lebenden dramatischen Dichter“ nannte, wohnte der Vorstellung bei und wurde bei ihrem Schlusse jubelnd hervorgerufen. Ich meine: es muß ihn das gerade in München gefreut haben. Von andern deutschen Städten, wie von Dresden, Leipzig, Berlin, kennt man die gekünstelte Theilnahme des Publikums an Literatur und Kunst; aber daß dem Dichter gerade in München eine solche Huldigung widerfährt, welches man vorurtheilsvoll als den Sitz des Materialismus, der kalten Theilnahm- und Regungslosigkeit anzunehmen gewohnt ist, möge ihm den Beweis liefern, daß seine Stücke wirklich tief und allseitig in das Volk eingedrungen sind.

(Gent). Die Augsburger Allgemeine Zeitung erzählt von dem Empfang, welcher unserem Upland in Gent zu Theil geworden ist. Die Genter literarische Gesellschaft, in

welche er durch Willems, den Herausgeber des belgischen Museums eingeführt wurde, ernannte ihn augenblicklich zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Man will hierin „die Anziehungskraft, die zwischen den Literaturen der beiden verwandten Völker besteht,“ sehen; — aber was hilft es, wenn Umland gegenwärtig in seinem Werke über unser Volkslied die historischen Zusammenhänge mit den Flamändern klar nachweist, was helfen weiter die einzelnen, glänzenden Aufblitze des deutschen Grundelements, wenn sich das Franzosenthum leise aber um so tiefer in diesen Stamm hineinnagt? Ohne eine große politische Umgestaltung werden die belgisch-deutschen Provinzen für Deutschland verloren gehen, unseren einschmeichelnden Selbsttäuschungen zum Troß.

(Nantes.) Die Stadt Nantes errichtet dem General Cambonne eine Bildsäule; indes steht gegenwärtig bereits das Werk. Man wollte auf das Piedestal die großen, unsterblichen Worte schreiben, welche Cambonne bei Belle Alliance auf die Aufforderung, sich zu ergeben, erwiderte: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!“ Freilich hat man in der letzten Zeit diese Worte angefochten, man hat sie als eine unhistorische Tradition aus dem Wege räumen wollen, — die Poesie des Heldenmuths soll wieder um eine ihrer schönsten Erscheinungen ärmer werden. In Frankreich dagegen hat sich der Streit nach einer andern Seite gewandt, man nimmt die Worte als gesprochen an; aber die Familie des Generals Desmichels behauptet jetzt ernstlich, dieser, nicht Cambonne habe es gethan, und widersetzt sich der Schrift auf dem Piedestal. Marschall Soult, den man um Rath gefragt, hat der reklamirenden Partei begreiflich zu machen gesucht, daß ihre Ansprüche sehr zweifelhaft

seien; und es ist demnach zu hoffen, daß der Ausspruch des Repräsentanten des kaiserlichen Ruhms in Frankreich hinreichend seyn werde, und daß dereinst auf dem Denkmal jenes Helben, um welchen die Garde sank, während „die Sterbenden noch einmal ihren Cäsar begrüßten,“ jene Worte stehen, welche zu schön sind, als daß die Geschichte ohne die gewichtigsten Gründe Verzicht auf sie leisten kann.

### Personalnachrichten.

— Der R. Pr. geheime Regierungsrath v. Wigleben ist Präsident der Regierung von Piesitz geworden.

— Der außerordentliche Prof. der Jurisprudenz, Dr. Otto Götsche in Berlin, ist zum ordentlichen Professor an der Universität Halle ernannt worden.

— Zu Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften in München sind in diesem Jahre u. A. erwählt worden: als Ehrenmitglied Lebrun in Paris, als außerordentliches Mitglied Prof. v. Besner in München, als auswärtige Mitglieder Prof. Karl Friebermann in Göttingen, der Philolog, Prof. Johannes Müller in Berlin, der Physiolog, der russ. Staatsrath von Ledebour, der Prof. Möller in Löwen, endlich als Korrespondenten Professor Negelesbach in Erlangen, Cassanix in Würzburg u. A.

### Nekrolog.

— In Göttingen starb der Professor Benede, 83 Jahre alt, nachdem er 64 Jahre als Schüler und Lehrer der Universität angehört hatte. Er ist der erste Herausgeber verschiedener mittelhochdeutscher Gedichte; außerdem genoss er in Göttingen das Ansehen, zu der vollkommensten Kenntniß der englischen Sprache und Literatur gelangt zu seyn. Neben seinen wissenschaftlichen hat er bedeutende amtliche Verdienste um die Universität, besonders um die Bibliothek, deren oberster Leiter er war.

— In Berlin starb der Professor E. Seidel, 55 Jahre alt. Als Dichter ist er vorzugsweise durch sein größeres Gedicht, das Kreuz in der Mark, bekannt, welches die Kämpfe in der Mark Brandenburg schildert, die mit der Einführung des Christenthums verbunden waren.

### Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

- 1) Landschaft. (Federzeichnung.)
- 2) Abendslied von F. Rückert, Musik von Baron Lannoy.

August Lewald.